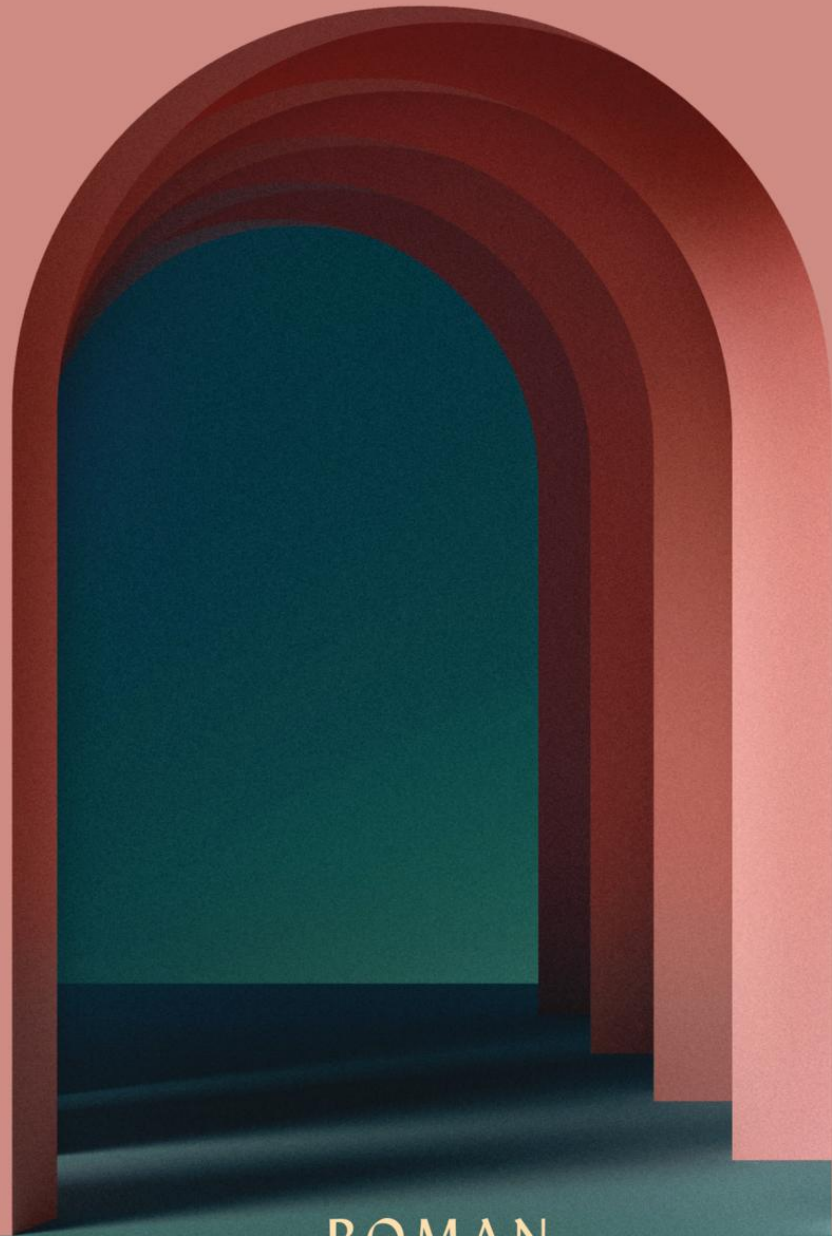


INSTITUT FÜR GUTE MÜTTER



ROMAN

JESSAMINE CHAN

ullstein 

Frida nimmt ihren Schal ab und legt ihn Harriet um die Schulter. »Nein, mein Spatz, bitte hör auf damit.« Harriet leckt an ihren blutverschmierten Fingern. »Du kannst gleich ins Bettchen. Nein. Nein. Nicht weinen. Setz dich zu Mommy.«

Sie setzen sich auf den Küchenboden, im Schneidersitz und an den Herd gelehnt, Frida mitten in einer Pfütze aus verschüttetem Wasser. Noch fünf Minuten, sagt die Sozialarbeiterin. Zeit für ein Spiel.

»Sie ist vollkommen erschöpft«, sagt Frida. »Sehen Sie doch nur.«

»Wenn Sie Ihre Besuchszeit wirklich auf diese Weise verbringen möchten.«

»Ms. Torres, seien Sie bitte vernünftig. Wir geben hier unser Bestes.«

Frida fragt Harriet, ob sie Hunger hat. Harriet schüttelt den Kopf. Statt richtig zu sprechen, brabbelt sie. Dann klettert sie auf Fridas Schoß. Von diesem Moment hat Frida immer wieder geträumt – davon, dass Harriet in ihre Arme heimkehrt, ihr Körper zu dem Zuhause wird, das er ganz zu Beginn war, dass Mutter und Tochter gemeinsam die Zeit zurückdrehen. Sie gibt Harriet einen Kuss auf die glühende Stirn. Dann leckt sie ihre Fingerspitzen an und versucht die Überreste von getrocknetem Blut wegzuwischen. Harriet fallen die Augen zu.

»Ms. Liu, bitte wecken Sie Ihre Tochter. Das ist vollkommen unangebracht.«

Frida ignoriert die Warnung. Sie liebt das Gefühl, wie Harriet hin und her rutscht, um eine bequeme Position zu finden. Harriet vertraut ihr. Harriet verzeiht ihr. Sie würde nicht in den Armen ihrer Mutter einschlafen, wenn sie sich dort nicht sicher fühlte.

...

Die Tage verstreichen, und Frida denkt so oft an die Sozialarbeiterin wie an eine neue Liebe. Sie nimmt ihr Telefon überall mit hin, hat den Klingelton auf höchste Lautstärke gestellt. Jeder Tag könnte der Tag sein, an dem die Sozialarbeiterin anruft, und dann tut sie es wirklich, und dann sagt sie wieder ab.

Angeblich habe sie so viel um die Ohren. Sie schaffe es zeitlich vielleicht nicht, einen dritten Besuch zu begleiten. »Keine Sorge«, sagt sie. »Sie ist in guten Händen.«

Jeden Abend kniet Frida im dunklen Kinderzimmer und denkt an das Kind, das aus ihrem Körper herausgeschnitten wurde, das bei ihr sein sollte, aber seit acht Wochen nicht mehr richtig bei ihr war. Seit neun Wochen. Seit zehn. Es ist November, und Harriet ist zwanzig Monate alt.

...

Am Tag ihrer Anhörung wacht Frida frierend auf. Sie hat die Decke aus dem Bett gestrampelt, ihre Beine sind im Laken verheddert. Sie hat bei offenem Fenster geschlafen, die Kälte in ihr Gedanken- und ihr Körperhaus eingeladen, in das Zimmer, in dem sie Nacht für Nacht darauf wartet, ihre Tochter zurückzubekommen. Es ist 05:14 Uhr. Sie schließt das Fenster, zieht sich einen Morgenmantel an, geht mit unsicheren Schritten die Treppe runter und zwingt sich, etwas zu essen. Einen ganzen Bagel mit Frischkäse. Zehn Flatbread-Cracker. Einen Eiweißriegel mit Schokolade und Meersalz. Kaffee und grünen Tee. Gestern hat sie ihren Kühlschrank mit Bio-Vollmilch, String-Cheese-Käsestangen, Äpfeln aus der Region, Bio-Hähnchenbrust und Blaubeeren aufgefüllt. Sie hat Avocados und Reisflocken gekauft, außerdem Kekse, die beim Zahnen helfen sollen.

Renee hat gesagt, sie solle optimistisch bleiben. Im schlimmsten Fall wird der begleitete Umgang verlängert. Aber wahrscheinlich stimmt das Gericht einem unbegleiteten Umgang zu, Übernachtungsbesuchen. Einem geteilten Sorgerecht.

Frida bleibt lange unter der Dusche und reibt sich mit einem Luffa-Schwamm ab, bis ihre Haut ganz rosa und weich ist. Sie föhnt sich sorgfältig die Haare, verleiht dem Pony mit einer Rundbürste Volumen. Sie übt ihr Lächeln im Spiegel. Renee hat weiche Farben in Gesichtsnähe angeordnet, offenes Haar, kleine Ohringe. Frida hat sich neu eingekleidet. Ihr maßgeschneidertes Etuikleid ist grau, nicht schwarz. Ihr elfenbeinfarbener Cardigan ist nicht einfach aus Wolle, sondern aus Mohairwolle.

Nachdem sie sich fertig angezogen hat, erbricht sie das Frühstück. Sie putzt sich die Zähne, trinkt eine Flasche Selters und zieht den Lippenstift nach. Renee sagte, sobald das Gericht zu einer Entscheidung gekommen ist, geht alles ganz schnell. Während Gust bei der Anhörung ist, bleibt Harriet zu Hause bei Susanna, aber Frida kann sie vielleicht schon heute Abend oder morgen früh sehen.

Eigentlich hätte ein guter zweiter Besuch den Biss wettmachen sollen, aber bei einem Biss plus Nasenbluten brauchten sie schon einen richterlichen Vertrauensvorschuss, und mit Vorschüssen sei man bei Gericht bekanntermaßen nicht sonderlich großzügig, trotzdem, sagte Renee, haben sie noch immer eine Chance. Das solle jetzt nicht despektierlich klingen, aber vor Gericht wird Frida wahrscheinlich nicht als Person of Color gelesen. Sie ist nicht Schwarz oder *braun*. Sie ist nicht aus Vietnam oder Kambodscha. Sie ist nicht arm. Die meisten Richter und Richterinnen sind weiß und neigen deshalb dazu, im Zweifelsfall zugunsten von weißen Müttern zu entscheiden, und Frida sei hell genug.

Sie fährt mit dem Auto nach Center City, wo Gust und Renee schon im Eingangsbereich des Familiengerichts auf sie warten, einem Neubau aus Glas und Stahl, der sich gleich hinter dem Rathaus und dem Dillworth Park über einen halben Block erstreckt, direkt gegenüber vom Nobelhotel *Le Méridien*.

Am Eingang werden ihre Taschen, Portemonnaies und Telefone gescannt, und sie müssen durch einen Metalldetektor. Frida wünschte, Gust würde keinen Anzug tragen. Sie hat ihn seit ihrer Hochzeit nicht mehr im Anzug gesehen, und er sieht darin so gut aus, dass sie sich kaum konzentrieren kann.

Aber er wirkt müde. Sie fragt ihn, wie Harriet schläft, wie sie sich heute Morgen verhalten hat, ob sie ihr erklärt haben, dass heute ein wichtiger Tag ist und Mommy bald nicht mehr auf ihrem Zimmer bleiben muss.

»Hätte ich gern«, sagt Gust. »Aber Janine hat gesagt, wir sollten lieber nichts versprechen.«

Renee rät Frida, ab jetzt besser zu schweigen. Sie könnten hier nicht offen reden. Im Aufzug stehen sie Schulter an Schulter mit erschöpften Beamten und unglücklichen Eltern. Gust versucht, Blickkontakt mit Frida aufzunehmen. Sie macht sich bewusst, wo sie ist und warum und dass sie ihn nicht bitten kann, sie zu umarmen, ganz egal, wie sehr sie sich auch danach sehnt. Renee war entsetzt, als Gust beim Scheidungsgericht Fridas Hand hielt. Durch das Händchenhalten habe er sich offensichtlich besser gefühlt und sie sich umso miserabler, meinte sie. Was sollte das also? Warum ihm Absolution erteilen?

Der Fahrstuhl hält in der vierten Etage. Ms. Torres wartet bei der Anmeldung auf sie. Frida unterzeichnet mit einem Fingerabdruck. Es gibt vier Gerichtssäle, jeder mit einem eigenen Wartebereich sowie einem kleinen Raum, in den Anwälte und Mandanten sich zurückziehen können. In Plexiglasständern liegen Broschüren für Beratungsstellen, Arbeitsvermittlungen, Kindergeldstellen und Notunterkünfte aus. Die Etage strahlt die Atmosphäre einer noblen Privatklinik aus: schmuddelig unter der glänzenden Oberfläche und mit Wänden, in die sich der Kummer hineingefressen hat. Durch die Fensterfront fällt Morgensonne, im Boden sind mehrere Reihen orangefarbener Sessel verschraubt, und überall hängen Fernseher, die den Heim-und-Garten-Sender zeigen.

Soweit Frida erkennen kann, ist sie die einzige Asiatin. Gust der einzige weiße Mann im Anzug, der kein Anwalt ist. Im Fernsehen wird eine Badezimmerrenovierung gezeigt. Ein Paar in Kalifornien möchte im großen Bad einen Jacuzzi.

Frida und Gust setzen sich in die letzte Reihe. Die Sozialarbeiterin und Renee nehmen jeweils direkt neben ihnen Platz. Frida bedankt sich bei Gust dafür, dass er sich heute freigenommen hat. Sie will ihn um mehr Zeit mit Harriet bitten. Sie könnten die Feiertage tauschen. Gust kann ihr Harriet an Thanksgiving statt an Weihnachten lassen, oder in Anbetracht der letzten zwei Monate vielleicht sogar an beiden.

Auf den Bildschirmen über ihnen läuft etwas über ein Projekt zur Landschaftsgestaltung in Mexiko, ein Poolhaus auf einem Anwesen in Connecticut, außerdem Werbung für Hausratsversicherungen und Pürrierstäbe, für Medikamente gegen Erektionsstörungen und eine ganze Palette von Schmerzmitteln, zu deren Nebenwirkungen der Tod gehört.

Sie beobachtet, wie in dem Hotel auf der anderen Straßenseite die Betten bezogen werden. Im Laufe des Morgens füllen sich die Sitzreihen. Eltern werden ermahnt, leiser zu sprechen. Weitere Sozialarbeiterinnen kommen, weitere Anwälte. Manche Eltern sehen ihren Rechtsbeistand offenbar zum ersten Mal. Manche Kinder klettern über die Sitze, reden erst mit ihrer Mutter und dann mit dem Vater. Die Eltern sitzen in unterschiedlichen Reihen.

Einmal pro Stunde geht Frida auf die Toilette, um sich die Hände zu waschen und die Stirn zu pudern. Sie hört einfach nicht auf zu schwitzen. Sie ist sich sicher, dass sie ein Geschwür bekommt. Manchmal folgt Renee ihr und sagt, dass sie zurückkommen soll. Mittags gehen sie auf die gegenüberliegende Straßenseite und essen fettige Sandwiches, die Fridas Magen nur noch mehr durcheinanderbringen.

Die vom Gericht zugewiesene Kinderpsychologin erscheint. Ms. Goldberg ist eine schwangere weiße Frau um die vierzig mit blondem Pagenkopf, deren gleichmütiges, perfekt oval geschnittenes Gesicht an ein Modigliani-Gemälde erinnert. Sie begrüßt Frida herzlich und sagt, wie sehr sie sich freue, sie endlich kennenzulernen.

»Harriet ist etwas ganz Besonderes«, sagt sie.

Wie auch die Staatsanwälte setzt sich Ms. Goldberg in die gleiche Reihe wie Gust und Frida. Frida bereut, dass sie ihren Eltern untersagt hat, herzufliegen. Renee wollte sie bei der Anhörung nicht dabei haben. Ihr Plan ist, die Alleinerziehende-Mutter-Karte zu spielen. Das Gericht braucht nicht zu wissen, dass Frida nicht vollkommen mittellos ist, dass sie ihre Eltern hätte bitten können, für die Tagesbetreuung aufzukommen oder ihr bei der Miete unter die Arme zu greifen, damit sie nur halbtags arbeiten muss.

Aber sie haben sie schon während der Graduate School unterstützt. Sie haben ihr schon damals in Brooklyn mit der Miete ausgeholfen. Bei der Trennung haben sie die Anwaltskosten bezahlt, ihr Geld für ein Auto und für Möbel gegeben. Sie ist fast vierzig. In dem Alter waren ihre Eltern fest angestellt und besaßen ein Haus. In dem Alter schulterten sie die Verantwortung für ein halbes Dutzend Verwandte.

Sie warten auf Neuigkeiten. Sie wollen Harriet so bald wie möglich besuchen. Frida sieht, wie Leute unter Tränen den Gerichtssaal verlassen. Manche werden laut. Ein Vater wird in Handschellen abgeführt. Pärchen streiten sich. Wärter fahren Sozialarbeiter an, Sozialarbeiter fahren Eltern an, Anwältinnen schreiben auf dem Handy Nachrichten.

Draußen wird es langsam dunkel. Fridas Spiegelbild zeichnet sich immer deutlicher in der Fensterscheibe ab. Der Raum leert sich. Renee sagt, dass sie möglicherweise morgen wiederkommen müssen. Ms. Torres wird bei anderen Fällen als Zeugin aufgerufen. Gust holt Frida Wasserflaschen und

Snacks vom Automaten und drängt sie, etwas zu essen. Er schreibt Susanna und erfährt, dass Harriet keinen Mittagsschlaf gemacht hat. Er ruft seinen Chef an und fragt, ob er sich morgen auch noch freinehmen kann.

»Ja, wegen der Sache mit meiner Tochter«, sagt er.

Fridas Blick wandert zwischen den vier Türen hin und her. Sie muss wissen, in welchem Gerichtssaal sie sein werden, welchem Richter, welcher Richterin sie gegenüber treten muss, ob er oder sie streng oder nachsichtig ist, was Ms. Torres sagen wird, was die Kinderpsychologin sagen wird und was der Staat über sie zu wissen glaubt. Sie muss ihre Tochter im Arm halten, muss sie mit Küssen überhäufen und ihr alles über die letzten zwei Monate erzählen. Harriets Zimmer ist vorbereitet. Das Haus sauber. Der Kühlschrank aufgefüllt. Bald muss sie nicht noch mehr Fremde kennenlernen. Mommy wird nicht noch weitere Wochen versäumen, keinen einzigen Tag.

Frida wartet weiter, sieht immer wieder auf die Uhr. Das Gebäude schließt um fünf. Um 16:17 Uhr werden sie vom Sicherheitsdienst aufgerufen.

5. Kapitel

Als Kind hatte Frida überhaupt keinen Orientierungssinn. Norden war oben, Süden in der Erde, und Osten und Westen existierten eigentlich gar nicht. Sie entwickelte ein angespanntes Verhältnis zu Straßen und lernte erst mit sechszwanzig wieder Autofahren, nachdem sie sich zwei Jahrzehnte mit ihrem schlechten räumlichen Vorstellungsvermögen und einer lähmenden Angst vor Fahrspurwechseln herausgeredet hatte. Nicht fahren zu müssen war einer der Gründe, warum sie New York so liebte. Sie hätte nie gedacht, dass es ihr fehlen würde, aber auf dieser Busfahrt beneidete sie die Leute, die auf der anderen Spur am Steuer saßen: die Frau mit den drei schreienden Kindern, den Teenager, der auf seinem Handy herumtippte, den Mann im Lieferwagen. Es ist Ende November, der Montag vor Thanksgiving, vier Wochen, seit sie Harriet das letzte Mal gesehen hat, und zwölf seit ihrem richtig schlechten Tag, und Frida ist dabei, ihr Leben zu ändern.

Das Familiengericht hatte es so angeordnet.

Die Mütter brachen vor Sonnenuntergang auf. Sie versammelten sich um sechs vor dem Familiengericht, verabschiedeten sich von Freunden und Verwandten und händigten alle elektronischen Geräte aus. Außer einer einzigen Handtasche sollten sie nichts mitbringen. Kein Gepäck, keine Kleidung, keine Hygieneartikel, kein Make-up, keinen Schmuck, keine Bücher und keine Fotos. Keine Waffen, keinen Alkohol, keine Zigaretten, keine Drogen. Sie mussten ihre Taschen durchsuchen lassen, wurden von Kopf bis Fuß abgetastet und mit einem Ganzkörperscanner durchleuchtet. Eine Mutter hatte ein Tütchen Marihuana verschluckt, eine andere ein Säckchen Pillen. Keine von beiden schaffte es in den Bus.

Fridas Sitznachbarin bittet darum, kurz aus dem Fenster sehen zu dürfen. »Gott, wie lange dauert das denn noch?«

Frida hat keine Ahnung. Sie trägt keine Armbanduhr, aber mittlerweile ist es draußen hell. Sie hat nicht auf die Straßenschilder geachtet, war zu abgelenkt von ihrem Hunger und ihrem Durst, von ihrer rissigen Haut und der laufenden Nase. Von den Gedanken an Harriet.

Die Mutter neben ihr ist eine weiße Frau Mitte zwanzig, eine angespannte Brünette mit unruhigen blauen Augen. Auf den Händen der Frau sind Rosen und Spinnweben tätowiert. Sie kratzt unablässig an ihrem Nagellack herum und hinterlässt einen Berg roter Flöckchen auf dem Klapp Tisch.

Frida holt ihre To-do-Liste aus der Handtasche und geht sie noch einmal durch. Sie nimmt einen Stift und kratzelt Spiralen und Herzen darauf. Seit Tagen sitzt sie das erste Mal still. In der vergangenen Woche hat sie ihre Arbeit und ihren Mietvertrag gekündigt, ihren gesamten Haushalt in Kisten verstaut, Harriets und ihre eigenen Habseligkeiten in einen Lagerraum gebracht, Rechnungen bezahlt, Kreditkarten und Konten eingefroren, Schmuck und wichtige Papiere zur Verwahrung an Will gegeben, ihr Auto an einen Freund von Will verliehen und sich von ihren Eltern verabschiedet.